

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 219.

Sonntag, 19. September.

1915.

(20. Fortsetzung.)

Friedels Liebe.

Roman von Kuny von Panhuyß.

(Nachdruck verboten.)

Die Gräfin widersprach: „Sieh, Hans, man hat mich von je in der Familie eine Phantastin und einen Schönggeist genannt — weil ich gern lese und auch ein paar Gedichte verbrach. Gottes goldene Sonne leuchtete mir gar so strahlend ins Herz, das mußte ich mir von der Seele singen, aber trotzdem ich für alles Schöne schwärme und mich begeistere, muß ich dir sagen, deine Pläne sind übertrieben. Magda ist märchenhaft schön, ich begreife deine große Liebe, begreife, daß du hier auf unserem stillen Budenbach ein kleines Paradies schaffen möchtest, aber du darfst des Guten nicht zu viel tun, du darfst nicht vergessen, daß Magda eine Landedelfrau, eine Gutsbesitzersfrau wird. Die Einrichtung, die dir vorschwebt, paßt für eine große Schauspielerin, für eine hyperelegante Mondonne im großen Stile, aber nicht für die junge Gräfin Budenbach, die es lernen soll, dich durch die Felder zu begleiten, die mit der Mamfellen Küchenzettel machen, abrechnen und sich auch mal um die Milchwirtschaft kümmern muß. Das tue ich alles auch und habe es ebenso lernen müssen, wie es Magda lernen muß und ich habe es gern getan, deinem Vater zuliebe.“ Sie lächelte dem Sohne zu. „Sie wird die verwöhnte Theaterprinzessin aus Liebe zu dir vergessen und eine Gutsbesitzersfrau werden, wie ich und alle unsere Nachbarinnen auf Rohnow, Stehrow und den anderen Gütern.“

„Nun, darüber möchte ich mich allerdings noch nicht in Sicherheit wiegen“, erwiderte Hans nachdenklich. „Ich fürchte beinahe, Magda wird zu einer, mit Respekt zu sagen, besseren Bauersfrau wenig Talent haben.“

Verzeih, ich rede so häßlich, weil ich fühle, du hast recht, Mutter“, er hauchte nach ihrer Hand und neigte sein hübsches, braunes Jungengesicht reumütig. „Du eine Bauersfrau! Ich glaube, wenn du die Küche selbst melkstest, bliebest du immer noch die große Dame. Aber ich fürchte, Magda wird sich um alles, was den Haushalt angeht, nicht kümmern wollen.“

„Das muß sie aber. Und wenn unser Gut auch groß ist und wenn auch reichlich Dienerschaft vorhanden ist, die Guts herrin muß selbst auf alles, was in ihr Frauenressort fällt, ein wachsames Auge haben und braucht trotzdem dabei nicht zu verbauern.“

Hans seufzte. Friedel Sorbagen hätte wohl all das getan, was die Mutter da vorhin aufzählte, und wäre doch geblieben, was sie war, genau wie seine Mutter, aber Magda, die Bierliche, Barte die konnte er sich weder beim Abrechnen mit der Mamfellen noch im Milchbeller vorstellen.

„Ach, Mutter, zerbrechen wir uns doch vorläufig nicht den Kopf, du bist ja da und später“, — er pffte durch die Zähne, — „vielleicht irren wir uns beide über Magdas Anlagen zur Gutsbesitzersfrau. Und wegen der Bimmereinrichtungen verlasse ich mich auf dich“, er legte schmeichelnd seinen Arm um den Hals der Mutter, „wer Verse schmieden kann, wird auch darin nicht allzu prokaiisch sein.“

„Mein lieber, lieber Junge“, sie nahm seinen Kopf in ihre Hände und sah ihn mit feuchten Augen an: „Ich will mir die größte Mühe geben, mit der Einrichtung und auch mit anderem Wichtigeren, wenn du nur glücklich wirst.“

„Aber Magda“, vorwurfsvoll sagte es Frau Bergen, „da bist du wieder in so'n dummes Buch vertieft und dabei warte ich und warte.“ Die kleine, korpulente Frau Bergen war ganz aufgeregt. Da mußte man sich doch wirklich ärgern. Heute vormittag verabredete sie mit Magda, nachmittags zu Herzog zu fahren, um alles noch Fehlende für die Ausstattung zu besorgen, und nun sah „die kleine Gräfin“, wie Papa Bergen Magda nannte, in ihrem Zimmer und vergaß über irgend einem Theaterstück, das sie las, den wichtigen Gang. Sicher Gott, man konnte es kaum glauben, vergaß über ein Buch die Ausstattung, an die eine richtige Braut eigentlich Tag und Nacht denken sollte. Aber Magda war gar keine richtige Braut, das festzustellen, hatte Frau Bergen schon öfters Gelegenheit gehabt. Der Graf —, nun ja, in den schien sie ja mordsmäßig verliebt, aber sonst kümmerte sie sich um nichts von alledem, was junge Bräute doch interessieren mußte.

Magda sah bei den Worten der Mutter flüchtig auf, doch der Anblick der zum Ausgang Gerüsteten brachte ihr sofort die Verabredung ins Gedächtnis. Mit halbunterdrücktem Seufzer, der das Ohr der Mutter aber trotzdem erreichte, schob sie das Buch beiseite, doch legte sie vorher noch sorglich ein Zeichen hinein. „Entschuldige, Mama, wenn ich über dem Lesen unseren Gang vergaß“, sie erhob sich langsam und in ihren Augen war etwas Abwesendes, Dunkles, ein Schein lag darin, so ein eigener, seltsamer Schein, als hätten die Augen in eine andere Welt gesehen und könnten sich noch nicht so gleich wieder zurechtfinden in der Gegenwart.

„Ich brauche nur Hut und Handschuhe zu nehmen, dann bin ich bereit.“ Sie entnahm einem riesigen Karton einen grohen, an der Seite leicht aufgeschlagenen, weißen Hut, dessen einzige Garnierung aus einem Kranze mattgelber Rosen bestand.

Herr Bergen war leise eingetreten, seine massige goldene Uhrkette auf der blütenreinen, weißen Weste deutete schon die solide Wohlhabenheit ihres Besitzers an. Fritj Bergen war genau so dick und rund wie seine Gattin, auch der Gesichtsausdruck des Ehepaares zeigte eine große Ähnlichkeit, wie man sie oft bei Mann und Frau findet, die das Leben in demselben engen Interessentenkreis einsperrt.

„Nanu, ihr seid ja noch hier, die Autodroschke vor der Tür faucht schon ganz giftig“, meinte er behaglich. „Die kleine Gräfin konnte wohl mit der Toilette nicht fertig werden?“

„Magda hat solange gelesen“, antwortete seine Frau und zeigte verächtlich auf das Buch. Frau Bergen hatte sich nie viel aus Büchern gemacht, sie hätte auch keine Zeit dazu gehabt.

Bergen betrachtete schmunzelnd seine „Kleine Gräfin“, die so blumenzart und unirdisch aussah. Auf eine solche schöne Tochter konnte man stolz sein. Papa Bergen warf sich in die Brust. Die schöne Tochter brachte ihm auch einen gräßlichen Schwiegersohn ins Haus, der noch dazu schwerreich war, kein verschuldeter, geschätzter Leutnant, der sich mit seinem Adelsprädikat eine reiche Frau holt. Nein, der Schwiegersohn war vollwertig in jeder Beziehung. Magda hatte ihre Handschuhe übergestreift und bot dem dicken Herrn die Hand: „Adieu, Papa!“

„Adieu, Kleine Gräfin.“

Bis zum Treppenabsatz geleitete der galante Herr Bergen Frau und Tochter. Bergens bewohnten sieben Zimmer in der ersten Etage, die anderen Räume des Stadtweskes waren Fremdenzimmer. Mehrmals schon hatte man den Entschluß gefaßt, in einem Privathause in der Nähe eine Wohnung zu mieten, aber das Ehepaar änderte seine Meinung immer wieder in letzter Minute. Alle die Geräusche des Hauses waren ihnen zur Gewohnheit, zur Lebensbedingung geworden. Das Klingeln der Gäste nach Bedienung, nach dem Frühstück, das Auf und Ab des Aufzugs, das Laufen auf Gang und Treppen war die Lebensmelodie des alternden Paares.

In dem mächtigen Herzoglichen Kaufhause schoben sich die Menschen durcheinander und umlagerten die Verkaufsstände. In einer Abteilung breiteten die Verkäufer schillernde Seidenstoffe vor begehrlischen Damenblenden aus, in einer anderen gab es hochfeine Wäsche, umriest von weichen, wogenden Spitzen, dazu bestimmt, rosige Frauenkörper zu umhüllen. Frau Bergen und Magda befanden sich hier und wühlten eifrig unter der Wäsche, die ihnen vorgelegt wurde, und die dicke Dame in dem langen Atlasjackett bestellte nur das Teuerste. Die alte hochmütige Gräfin Budenbach sollte nicht denken, man ließe sich lumpen, nein, das hatten Bergens vom Hotel Königinnenhof nicht nötig. Frau Bergen kannte zwar die Gräfin Budenbach noch gar nicht persönlich, aber es galt bei ihr als ausgemacht, daß eine Gräfin hochmütig ist. Selbst der freundliche Brief, den Hans Budenbachs Mutter an die Eltern Magdas geschrieben, konnte ihre Meinung nicht ändern.

Endlich war die Wahl getroffen und die Bestellung aufgegeben. Man befand sich wieder auf der Straße, schnell noch einen Blick auf die Schaufenster.

„Guten Tag, Bergen“, erscholl plötzlich eine tiefe Stimme neben Magda.

Ein mittelgroßer Herr mit rasiertem Gesicht und stark markierten Zügen streckte Magda die Rechte entgegen.

Frau Bergen sah mißtrauisch auf. Natürlich ein Schauspieler, urteilte sie, übrigens verriet das schon seine Begrüßung. Bei Schauspielern gibt es ja die Sitte, auch Damen beim Vaternamen zu rufen. In ihren Augen war das eine Unsitte.

Magda stellte vor: „Meine Mutter, — Herr Wellmann.“

Mama Bergen neigte nur leicht das Haupt. Schauspieler imponierten ihr nie besonders, und jetzt, da Magda doch nicht mehr dazu gehörte und Gräfin ward, schon gar nicht. Der Antömmeling verbeugte sich gegen das schwarze Atlasjackett, dann wandte er sich wieder Magda zu. „Nein, welcher Zufall, Bergen, dich in unserer Millionenstadt zu treffen“, rief er erfreut. „Überlaut“, fand Mama Bergen. Die „Duzerei“ ärgerte sie gleichfalls. So zwanglose Sitten gab es doch nur beim Theater, ihr grundsolides Bürgertum bäumte sich dagegen auf.

„Weißt du übrigens schon“, fuhr Wellmann fort, „daß ich seit vorigem Herbst am Theater mittle.“

„Ja, ich las es in der Genossenschaftszeitung. Du hast einen tüchtigen Sprung gemacht von Würzburg bis ans Berliner Theater.“

Er lächelte geschmeichelt. „Nun, man ist doch ehrgeizig.“ Mama Bergen dauerte die Unterhaltung schon zu lange. Sie hütelte leicht, und als das nicht half, sagte sie: „Bitte, Magda, wollen wir nicht weitergehen?“

„Wenn es die Damen gestatten, begleite ich Sie ein Stückchen, ich habe nichts Besonderes vor“, klang es aus dem Munde des Schauspielers.

Die Frau Bergen noch antworten konnte, meinte Magda: „Aber gewiß, Wellmann, ich bin glücklich, wenn ich ein bißchen sachsimpeln kann.“ Man ging weiter. „Ich habe jetzt so gar keine Gelegenheit mehr dazu.“

„Ja, ich hörte, du wirst dich verheiraten, wirst Gräfin“, sagte der Schauspieler. „Offen gesagt, Bergen, als ich das erfuhr, tat mir's leid, daß du die Bretter verließest. Wie du Jbsen spielst! Da gibt es, glaube ich, zurzeit kaum eine Zweite, die es darin mit dir aufnehmen könnte. Das Theater wäre für dein Talent der rechte Platz gewesen. Du warst, wenn ich nicht irre, ja auch für unser Ensemble in Aussicht genommen“, schloß er fragend.

„Ja, ich stand bereits deswegen in Unterhandlung.“

„Ein Jammer, daß etwas heiratet!“ stöhnte Wellmann komisch-tragisch. „Dein Graf hätte sich auch eine andere Partnerin suchen können. Er ahnt sicher nicht einmal, was er der Witwe nimmt.“

(Fortsetzung folgt.)



Ein Herz, das jeder Fremde offen steht, findet überall Vertrauen. — — — — —
Koblenz.

Der Dichterheld von Przemysl.

Während der zweimaligen Belagerung von Przemysl, die an den Heldennut und die Ausdauer der Eingeschlossenen besonders hohe Anforderungen stellte, erstand der Kameraden ein Helfer, Tröster und Führer in der Person eines ungarischen Dichters, dessen Lieder eine der eigenartigsten und bedeutendsten Blüten in der Literatur des Weltkrieges darstellen. Seine Verse gingen zuerst in Abschriften von Hand zu Hand. Sein Name, der in Ungarn schon vorher bekannt gewesen, wurde nun auch den Besatzungstruppen von Przemysl und allen Einwohnern vertraut. Auf den Wänden las man die Unterschrift Ghoni Geza. Geza ist der Vorname des Dichters, der bekanntlich im Ungarischen nachgesetzt wird, Ghoni sein Dichtername; die Familie heißt Achim, und seine Heimat ist Sorbodko, früher Theresienstadt, in der fruchtbaren Ebene zwischen Donau und Theiß. In einem Aufsatz der „Grenzboten“, der sich mit dem Dichterhelden von Przemysl beschäftigt, bietet uns der bekannte Übersetzer Sigmar Wehring einige Gedichte dieses „zweiten Petöfi“ in gelungenen Übersetzungen, die auf Grund der wörtlichen Verdeutschungen durch Prof. Rohlfach den ungarischen Originalen nachgeformt sind, und macht uns so mit diesem interessanten Kriegsdichter bekannt. Unermüdlich predigte er in seinen Liedern den Kameraden Mut und Geduld, so z. B. in einem Zwiegespräch zwischen einem schon entmutigten und einem hoffnungsfrohen Soldaten:

Erwiger Nebel ballt sich!
Mann erst zeigt ein Svall sich,
Koblenz, o mein Kamerad?
Das Gewölz durchschalligen
Uns're Feldbauhagen!
Schau' der Bomben Feuerpfad! . . .
Wie in Lehm gebaden
Starren uns're Jaden,
Nichts von Farben ist zu seh'n!
Wenn wir ihn berennen,
Wird kein Feind erkennen,
Wo wir steh'n und vorwärts geh'n . . .

So geht Rede und Gegenrede durch eine Reihe prächtiger Strophen, bis es zuletzt heißt:

Jetzt ist Satan Batel
Teufel! Die Granate
Süß in unserm Belt ein Loch!
Wenn ich bei mir hätte
Eine Zigarette,
Gib's zum Rauchen Feuer doch!
Eine, will's dir schmecken,
Wird im Rußsack stecken,
Wenn sie nicht schon frack die Maus.
Wist du einst zur Hause
Gast in meinem Hause,
Such' dir 'ne Savanna aus!

Mit dem gleichen kalten Galgenhumor schildert der Dichter die in kurzen Schlaf gesunkenen Krieger mitten in den grimmigsten Naktkämpfen bei den Sturmangriffen der Russen und malt uns die Träume der einzelnen aus, die in den Freuden und Genüssen der Heimat schwelgen. In einem „Brief aus dem Russenlager“ stellt er der eigenen aus Freiheit- und Vaterlandsliebe erglommenen Kampfbegeisterung die Verzweiflung der zu Sklaven herabgewürdigten Feinde entgegen und findet Töne des feierlichsten Pathos in dem tragischen Gedicht „Gebiet auf dem Polenhügel“, das den Heldentod eines Kameraden besingt und in die Schlusstrophen ausmündet:

Lobde, Lobde, du mein süßer Fluch!
Amen! Amen! — Und nun drauß und dran!
Drauß! Dem Feind zu trübigem Besuch!
Drauß! Stürmt kühn und blutig an,
Wo dem Sieger volle Ernte lacht!
Nur noch einmal deine Hand gib mir
Bruder, teurer, der du hier
Mit dem Tod mich hast vertraut gemacht.“

Gyonis Gedichte wurden noch während der Belagerung Przemysls, die sie durch all ihre Phasen mit anfeuernden und erhebenden Versen begleiten, in der belagerten Stadt selbst gedruckt. Sie fanden so stürmische Aufnahme, daß schon im Februar 1915 die 10. Auflage erscheinen konnte. Einen Teil des Honorars für die ersten 10 000 Exemplare, 5000 Kronen, bestimmte der Dichter zu wohltätigen Zwecken für die leidenden Kameraden und Armen der Stadt. Einzelne Exemplare wurden durch Flieger aus der Festung geschmuggelt; Osnestter Zeitungen brachten daraus die ersten Gedichte zur allgemeinen Kenntnis, und bald gewann ganz Ungarn seine Verse lieb, die nun ihre Kraft und Schönheit auch über des engeren Vaterlandes Grenzen hinaus ertönen lassen. Während ihm so ein hoher Dichterruhm erblüht, schmachtet aber der Held selbst in russischer Gefangenschaft in Mauth, einer kleinen Kreisstadt südlich von Nischni-Nowgorod.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die neue Fliegersprache. So jung die Fliegerei ist, so hat sie doch schon ihre eigene Berufssprache gebildet, die sich dem altbekannten „Kommiswortsch“ würdig angliedert. Für diese neue Entwicklung der Fliegersprache erbringt der zurecht im Felde stehende Rechtsanwalt Dr. Rudolf Mathes in der „Zeitschrift für deutschen Unterricht“ eine Reihe bezeichnender Beispiele. Der Beobachtungsoffizier heißt Franz, eine etwas alltägliche Bezeichnung, an der der Flugzeugführer Leutnant Blüthgen, der Sohn des bekannten Schriftstellers (im September 1914 in Frankreich gefallen) schuld sein soll. Als ihn bei einem Manöver der kommandierende General fragte, wie sein Beobachter heiße, antwortete Blüthgen: „Erzellenz, das weiß ich nicht; ich nenne ihn Franz...“ Das Flugzeug ist die „Kiste“; einen schlechten Apparat, z. B. einen der nicht steigt oder sich unheilbar verzogen hat, nennt man geringfügig eine „Eierkiste“ oder „Mamotte“. „Grüne Frösche“ oder „Grüne Hunde“ sind die mit grünlichem Stoff bespannten Kampfflugzeuge (Typ „Caudron“). Die schnellsteigenden und schnellfliegenden, mit Maschinengewehren bewaffneten Kampfflugzeuge der Franzosen heißen auch „Bauernschred“ oder Cerberus. Von der Arbeit des Motors entlehnt der Flieger manche Bilder. Spricht jemand ungewöhnlich schnell, so redet er „mit 1400 Touren“. Sieht man beim Kartenspiel im Verlust und beginnt allmählich zu gewinnen, so „holt man auf“ oder „kommt endlich auf Touren“. Soll geflogen werden, so wird dem Aufsteigenden in allem atavistischen Übergelauher der fromme Wunsch „Ha und Be Be“ nachgerufen, d. h. „Gals und Beinbruch“, oder „Gut Kleinholz“. Ist kein „Flugwetter“, so ist „Flaschenwetter“, und man beschäftigt sich am besten mit einer Buddel, wenn eine da ist. Geht man bei niedrig hängenden Wollen los, so gerät man bald in eine „Wasschlucht“ und hat Mühe, sich aus dem „biden Dred“ herauszufinden. Abstürzen heißt in der Fliegersprache „abschmieren“. Rauf und hart wie der Beruf, der ständig an den Toren des Hades vorüberführt, ist auch die Sprache, und manche Fliegerausdrücke lassen sich in ihrer urwüchsigen Derbheit höchstens in einem Speziallexikon mitteilen... Seine Abwurfbomben nennt der Flieger Knallbonbons, Knall-

erbsen oder Eier. Die kleinen Handgranaten heißen auch amtlich „Fliegermäuschen“. Die Luftschiffer mit Frei- und Lenkbalkons bilden die „lächerliche Konkurrenz“, und ihr Ballon heißt Gasblase... Gern braust der Flieger im Kraftwagen daher, weshalb man von einer „Automobilitis bellica aviaforum“ spricht. Im allgemeinen liebt er die „Kanonen“, die starken Wagen von 60 und mehr PS., begnügt sich aber im Notfall mit einer „Rudepide“ oder einem „Chausseefloß“, wie die verschiedenen Formen der Kleinautos despektierlich heißen. Die Offiziersversammlung heißt auf einigen Flugplätzen Palaver, offenbar aus den Erinnerungen irgendeines alten Afrikaners annektiert; der Feldgeistliche aber ist der „geweihte Festgenosse“ oder „Himmelsfährich“. Wer sich viel damit beschäftigt, daß er das Eisene Kreuz noch nicht hat, leidet an „ferrocrunitis“, an Kreuzzuschmerzen. Wenn man noch erwähnt, daß der Flugzeugführer es entschieden ablehnt, ein bloßer „Luftschaffeur“ zu sein und als „Heinrich“ dem eingangs zitierten „Franz“ zur Seite tritt, so hat man die recht kurzweiligen Grundzüge der Fliegersprache leidlich erschöpft, in der der Humor so nahe beim Ernste liegt wie in täglichen Kampfesbasein der Flieger der Absturz neben der glücklichen Landung.

Die Londoner Theater im Krieg. Während die Theater bei uns sich durch den Krieg veränderten Verhältnissen anpassen und ihre Lage eigentlich immer besser geworden ist, je länger der Krieg dauert, klagen die Londoner Direktoren immer lauter über das durch den Krieg über sie heraufbeschworene Elend. Die Gründe für dies schlechte Theatergeschäft liegen klar auf der Hand, meint der bekannte englische Kritiker G. A. Vaughan in der „Daily News“. „Es ist einleuchtend, daß ein Krieg, der Tausende von Millionen Pfund und ein schreckliches Opfer an Menschenleben fordert, dem Vergnügen in jeder Form nicht gerade förderlich ist. Man kann fürs Theater weniger Geld ausgeben; die Zuhörerschaft wird kleiner und macht höhere Ansprüche, weil sie ihr teures Geld nicht noch für langweiliges Zeug anwenden will. Jemand, der früher zweimal die Woche ins Theater ging, geht jetzt höchstens einmal in vierzehn Tagen und will dann etwas ganz Besonderes haben.“ Die Mißstände, die bereits in Friedenszeiten in den englischen Theaterverhältnissen eingerissen waren, machen sich nun erst in ihrer ganzen Tragweite geltend. Die Londoner Bühnen waren fast alle auf Serienstücke gestellt, die Hunderte von Malen in der Hauptstadt und dann in der Provinz gegeben wurden. Das eigentliche Repertoiretheater mit einem stets wechselnden Programm drohte aussterben. Solche Serienstücke sind jetzt im Krieg unmöglich geworden, denn sie finden kein Publikum mehr. Nur wenn der Direktor für stete Abwechslung sorgt, kann er noch einige Besucher in sein Haus locken. Das ist eins der Geheimnisse für den Erfolg der Varietébühnen, die jede Woche ihr Programm verändern. Außerdem haben die meisten Londoner Theater im Krieg ihren besonderen Stil, ihre spezifische Eigenheit, verloren. Die Besonderheit der Darbietungen aber ist für die Londoner Theater ebenso wichtig wie für die Londoner Geschäfte. Jedes gute Geschäft hat seine Spezialität und ist dafür beim Publikum bekannt. So war es auch bei den Bühnen; man wußte genau, was man in jedem Theater zu erwarten hatte. Nun haben sie fast alle ihren Charakter verloren, und das Publikum ist ratlos. Aber wie die Londoner Bühnen, so hat sich auch die Zuhörerschaft selbst verändert. Die Theater sind von Soldaten bevölkert, die aus Flandern und Frankreich auf Urlaub kommen oder aus den Rekrutendepots nach London eilen, um sich zu amüsieren, und alle diese wollen auf leichte, lustige Art unterhalten sein. Man will nichts vom Krieg hören; davon hat man schon genug. Man verlangt witzige, protest-lomische Sachen. An solchen Sachen ist aber Mangel in der englischen Dramatik, und von alten Lustspielen will man heutzutage nichts mehr wissen. „Wir leben in einem Zustand beständiger Erregung. Alle Werte sind umgewertet. Was uns früher notwendig schien, erscheint uns jetzt überflüssig; wir denken und leben in einer anderen Tonart. Für Leute in solcher Stimmung wäre Amusement nicht die einzige Tröstung. Ein großer Dramatiker könnte uns befreien, indem er unsere Spannung löste. Aber er muß ein Mann unserer Tage sein. Alle die alten Probleme, mit denen man sich früher in den Dramen herumgeschlug, sind für uns gelöst. Und so werden die Direktoren gut tun, bis der große Dramatiker der Gegenwart erscheint, uns nur Komödien und Poffen zu geben und sich auf ein kleineres Publikum einzurichten.“

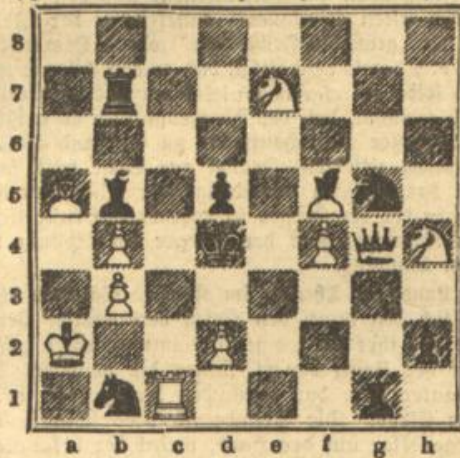
Schach

Alle die Schachzettel betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden. Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbaden, 19. September 1915.

Aufgaben.

[Nr. 368. E. Körper (Wiesbaden).]



Matt in 2 Zügen.

Nr. 369. H. Keidanski.

Weiß: Kc4, Df3.

Schwarz: Ka4, Sc1, Bc5 c6. Matt in 3 Zügen.

Nr. 370. Dr. A. Bayersdorfer.

Weiß: Ka6, Dg4, Ld4.

Schwarz: Kc4, Bc6, d5. Matt in 3 Zügen.

Nr. 371. N. N., Wiesbaden. „Eine Kleinigkeit“.

Weiß: Kh4, Th3, Ld3 d4, Sd1, Bg3.

Schwarz: Kf3, Bd5. Matt in 3 Zügen.

Partie 143.

Obwohl P. R. von Bilguer nur ein Alter von 25 Jahren erreicht hat, sind die Leistungen dieses Schachmeisters so hervorragende, daß sein Name in der geschichtlichen Entwicklung des Schachspiels wie in einen Felsen eingegraben ist. Feines Spiel, analytisches Talent und elegante Lösefertigkeit, vereint mit glücklichem Gedächtnis, finden wir bei ihm, wie es sonst wohl kein Beispiel einer ähnlich ausgedehnten Befähigung gibt. Um das Gedächtnis des Meisters, der zwar in dem von ihm begonnenen und von seinem Freunde von der Lasa selbstlos zu Ende geführten Handbuch des Schachspiels fortlebt, dessen Name aber bei der jetzt lebenden Schachwelt fast zur Mythe geworden ist, zu erneuern, hat es Pastor O. Koch, der bekannte Verfasser des Geschichtsabrisses des modernen Schachspiels in dem im Verlag von H. Hede- wigs Nachfolger in Leipzig erschienenen, über 60 Seiten starken Buch „Paul Rudolf von Bilguer“ unternommen, das Lebensbild dieses unvergänglichen Schachmeisters, dessen 100. Geburtstag am 21. September d. Js. wider- kehrt, in fesselnder Weise zu zeichnen. Mit dieser Erschei- nung wird den Schachfreunden ein Werk geboten, das Niemand ohne Genuß und ohne mancherlei Anregung gewonnen zu haben, aus der Hand legen wird. Wir ent- nehmen dem Buch die folgende Partie:

Weiß: v. d. Lasa.

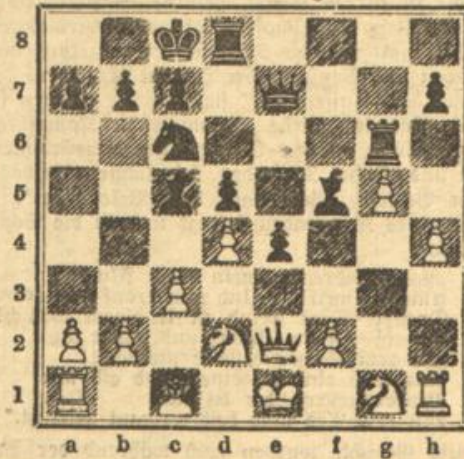
1. e2-e4
2. Lf1-e4
3. Lc4xg8¹⁾
4. e4xf5
5. g2-g4
6. Dd1-e2
7. d2-d3
8. f5xg6
9. g4-g5
10. c2-c3
11. h2-h4²⁾
12. Sb1-d2

Schwarz: v. Bilguer.

13. d3-d4
14. c3xd4
15. De2-d1
16. Sd2-b3
17. Ke1-f1
18. f-f4
19. Dd1-g4⁺
20. Th1-h2
21. Sg1-e2
22. Kf1-g1
23. Kgl-g2
13. Lc5xd4
14. Sc6xd4
15. e4-e3
16. Sd4-c2⁺
17. Td8-f8
18. Lf5-e4
19. Kc8-b8
20. Le4-d3⁺
21. De7-b4
22. Db4-e1⁺
23. Ld3xe2

Weiß gibt auf.

Stellung nach dem 13. Zuge von Weiß.



¹⁾ Das ist nicht gut. Der gegebene Zug ist 3. Sb1-c3, um nach Sg8-f6 4. d2-d3 den Gegner lange an der Rochade zu hindern. — ²⁾ Weiß schiebt viel zu viele Bauern. Die weiße Stellung hat daher keine Widerstandskraft. (Lasker.) — ³⁾ Entscheidend! Der Punkt d3 ist die Schwäche. Es droht nun Sc6-e5.

Auflösungen.

Nr. 364 (3 Züge). 1. Ld7, Sc3, Txd8 2. Lg4+; 1. . . ., La3, c4-c3 2. La4+.

Die Aufgabe ist recht schwer.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., J. K., Wdw., K. G. und R. St. in Wiesbaden, sowie K. Schwartz in Fulda.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Silbenrätsel.

au, ba, bes, es, gen, i, ki, lie, lied, ma, mo, neun, rin, ros, sel, son, zo.

Aus diesen 17 Silben bilde man 6 Wörter von folgender Bedeutung: 1. Große Stadt in der Schweiz; 2. Nordisches Volk; 3. Blume; 4. Dichterisches Erzeugnis; 5. Fluß in Oesterreich; 6. Schmachhafte Fische. Die Anfangs- und Endbuchstaben dieser Wörter benennen zwei europäische Hauptstädte.

Geheimschrift.

1=2 3=2 — 4 1=2 52+46. Meldung vom russischen Kriegsschauplatz.

Schlüssel: 1 + 4 russischer Fluß. 2 — 66 = Nage- tier. 3 + 24 Gemüts-erregung. 4 + 6 = Zeichen. 5 — 24 Pflanze. 6 + 44 — Gefäß.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 425.

Bilderrätsel: Kriegsquartier in der Champagne. — Rechenaufgabe: Das erste Pferd kostet 580 Mk., das zweite 650 Mk. — Buchstabenrätsel: Taube, Aube. — Kapsel- rätsel: Die Italiener sind unermüdlich im Erringen von Niederlagen. — Anagramm: a. Strich, Borneo, Ulanen, Nord, Rain, Palme, Nagel, Enkel, Lachse. b. Christ, Oberon, Launen, Dorn, Iran, Lampe, Angel, Nelke, Achsel, Col di Lana.

**Halbmonatliche Freibeilage
des Wiesbadener Tagblatts**

Ar. 19.

Erzählung von **Martin Proskauer.**

In dem Walde zwischen Weczepoly und Drapacow lag der Grenadier Ephraim Goldfarb, in einen Haufen weissen Laubes eingehüllt, und sah angespannt in das grauschwarze Dunkel vor ihm. Er kannte hier jeden Weg, oft genug war er hier mit seinem Vater, die breite Landstrasse nach Weczepoly vermeidend, entlanggegangen, um die kleinen polnischen Dörfer zu erreichen. Er drückte die schwarzen Augen fest zu; der Gedanke an seinen Vater schoß ihm heiss durch die Adern und trieb ihm trotz der frostigen Frühwinternacht die Blut durch die Haut.

Langsam ging er weiter, vorsichtig, bei jedem Schritt spähend. Die ersten russischen Horchposten hatte er hinter sich, deutlich hatte er den Wache stehenden Gardeinfanteristen mit dem schwarzen Cornister gesehen, der hinter einem Baume stand und ins Weite starrte. Leise war er, im Bogen ausweichend, vom Nebel gedeckt, vorbeigeflüchten. Er ging weiter, plötzlich fuhr er zusammen, warf sich flach auf den Boden und horchte. Links vor ihm tönten Stimmen und knarrte ein Wagenrad. Der deutsche Grenadier kroch, auf dem Bauche liegend, näher. Das Geräusch der Stimmen war schwächer geworden und verhallte; und rings um ihn klang nur die Stimme des Waldes, das ewige Lied des Windes in den fahlen Zweigen, der fallenden winterwelken Blätter und des Rascheln der kleinen Tiere, die in ihre Erdscher glitten. Der Späher schob sich Stück um Stück vor, bis er zu seinem Erstaunen auf einen von schmalen Radspuren tief ausgefahrenen Weg traf, der sich im mond-erhellten Nebel zwischen den Bäumen hinzog.

Der Grenadier duckte sich hinter einem Stamm und überlegte. Dieser Weg mit den frischen Radspuren war ihm von Friedenszeiten her ganz unbekannt. Da tönte wieder Wagenknarren und kam näher. Er verbarg sich ganz im Laub und sah in den Nebel, aus dem jetzt drei russische Soldaten auftauchten, die eine kleine Karre hinter sich herzogen. Mit Erstaunen sah der Deutsche die Russen an, die auf den Mänteln die roten Achselklappen der Artilleristen trugen. Wohin fuhren die Kerle hier durch den Drapacower Wald?

Und da auf dem Karren hatten doch Weidengeflechte mit Artilleriemunition gelegen — drei, nein vier solcher Körbe, sorglich mit Stroh festgestopft, lagen darauf.

Der Grenadier Goldfarb spürte innerlich ein freudiges Erschrecken. Kein Zweifel, die Soldaten fuhren die Munition zu einer Batterie, die auf diese merkwürdige und doch bequeme Weise mit Geschossen versorgt wurde. Er überlegte. Ja, die Richtung stimmte. Das konnte nur Munition für die geheimnisvolle Batterie sein.

Die russischen Artilleristen waren sorglos plaudernd vorbeigegangen, und aus dem nächtlichen wogenden Nebel tönte nur noch leise das Knarren der Wagenräder. Da richtete sich Goldfarb auf. Einen Augenblick schloß er die Augen und legte die Hand auf die Brust.

Hier trug er in der Innentasche des Rockes den Streifen, den er vom weißen Sterbetuch des Vaters geschnitten hatte, von demselben schwarzgestreiften Tuch, das des Vaters kleine gebückte Gestalt an Feiertagen umhüllt hatte. Das war alles, was die Kosaken dem Grenadier Ephraim Goldfarb von Heim und Vater gelassen hatten. Und es war ihm ein Erinnerungszeichen und ein Schwur zugleich.

Rasch und leise auftretend, folgte er den Radspuren zwischen den Stämmen. Nun stieß er auf abgehackene frische Äste, ein abgebrochener Spatenstiel lag am Wege, und dort — dort bewegten sich Gestalten.

Der deutsche Soldat schlich zur Seite, duckte sich auf den Boden, kroch von Deckung zu Deckung, bis er hinter einem Erdwall liegen blieb. Er hob den Kopf und starrte in den Nebel. Allmählich gewöhnten sich seine Augen an das wogende Grau, und er unterschied Formen und Gestalten. Dort drüben lagen hohe Erdschanzen, steckten junge abgehackene Bäume schief im Boden — und dort stand die Batterie!

Goldfarb atmete tief auf. Er hatte das Ziel erreicht. Nun zurück! Da fuhr ihm ein Gedanke scharf durch den Sinn. Wie sollte er die Stellung angeben? Die Geschütze standen tief im Walde, mußten mit unendlicher Mühe, auf frisch geholzten Waldwegen vielleicht, hergeschafft worden sein. Die Munitionstransporte vorhin bewiesen ja die zähe Heimlichkeit der Stellung. Er überlegte, wie er die Batterie kennzeichnen sollte.

Sollte er einen Ast umknicken? Das war von der fernen deutschen Stellung aus nicht zu sehen. Er legte mechanisch die Hand auf die Brust, da fiel ihm etwas

ein. Er griff unter den Mantel und zog einen langen weißen Tuchstreifen heraus. Mit beiden Händen faßte er ihn und drückte sein Gesicht hinein. Dann zog er Mantel und Rock aus und sah sich um. Neben ihm stand ein hoher dünner Stamm, dessen Spitze in den Nebel tauchte. Er stopfte das Tuch in die Hosentasche, trat an den Baum und kletterte langsam daran empor, griff um die rauhe Rinde und hielt sich endlich oben im Gezweig fest. Aus der Tasche zerrte er den weißen Streifen, knotete ihn um den längsten Ast und glitt dann rasch zur Erde. Hier nahm er seine Sachen auf, warf noch einen Blick nach oben und ging im Nebel seinen Weg zurück.

Der General saß gerade beim Morgenkaffee, als der Grenadier in das Zimmer trat.

„Melde gehorsamst, Befehl ausgeführt, habe die Batterie gefunden!“ sagte er mit atemloser heijerter Stimme.

„Donnerwetter“, rief der General und sprang auf, „gratuliere!“ Er drückte die Hand des Soldaten.

„Brav, brav! Wo steht die Batterie?“

„Mitten im Drapacower Walde, Erzellenz. Den Ort kann ich nicht angeben, aber ich bin auf einen Baum geklettert und hab' oben den Gebetmantel von meinem Vater selig angebunden!“

Der General sah ihn einen Augenblick verständnislos an.

„Einen Streifen weißes Tuch, Erzellenz“, setzte der Grenadier hinzu, „sobald der Nebel fort ist, muß man's von hier aus sehen können!“

Der General sah zum Fenster.

„Da! Es wird draußen schon lichter, kommen Sie mal mit!“

Eilig griff er nach dem Fernglas und lief über die Straße zu dem zerschossenen Kirchturm, der der Artillerie als Beobachtungsstand diente. Hastig polterte er die wacklige Holzterrasse zum Turmfenster herauf, hob den Trieder an die Augen und rief:

„Wahrhaftig, dort drüben im Walde hängt ein weißer Streifen! Rufen Sie doch bitte sofort den Artilleriehauptmann her, der da steht!“

Eine halbe Stunde später kam der General die Treppe wieder herunter und traf vor der Tür wartend den Grenadier Goldfarb.

„Brav, mein Sohn“, sagte die Erzellenz und klopfte dem Soldaten lobend auf den Arm. „Das Eiserne Kreuz ist Ihnen sicher, ich will Sie sogar für die erste Klasse vorschlagen! Abgesehen sagen Sie mal, wie nannten Sie vorhin das Stück Tuch, das Sie da als Markierung angebunden haben?“

Stöckend und errötend erzählte der Grenadier, von häufigen Fragen des Generals unterbrochen.

„So?“ machte schließlich der Offizier, „so ist das bei Ihnen? Sagen Sie mal, da muß Ihnen doch sehr daran liegen, das Tuch wiederzubekommen?“

Der Soldat sah ihn mit nassen Augen an.

Der General wandte sich um. „Kommen Sie mit hinüber in das Regimentszimmer“, sagte er und ging eilig in die Bauernstube zurück. Hier trat er an den Telephonapparat und nahm den Hörer.

„Hallo! Hier General von Schaffer selbst! Ist mein Adjutant dort? Ja, Herr Hauptmann, hören Sie bitte zu. — Wir haben die feindliche Stellung im Walde bei Drapacow entdeckt. — Das Ziel wird durch einen weißen Tuchstreifen in einem Baumgipfel markiert — haben Sie verstanden? Ich denke, heute nachmittag wird die Stellung schon sturmreif sein. Nun lege ich den größten, — hören Sie, — den allergrößten Wert darauf, daß dieser weiße Tuchstreifen gefunden und mir persönlich gebracht wird! Ich bitte, dies als Befehl sofort allen Soldaten bekannt zu geben — danke!“

Er legte den Hörer hin und drehte sich zu dem Grenadier um.

„Nun, ist's recht so?“ sagte er lächelnd. Da beugte sich der große Soldat nieder und küßte dem General, ehe der es verhindern konnte, die Hand.

Strolch

Einer wahren Begebenheit nachgezählt von Gräfin Gisella Kielmannsegge.

(Nachdruck verboten.)

Es war ein kalter, regnerischer Winterabend. Fröstelnd stellte der junge Offizier den Mantelkragen hoch. Eiligen Schrittes strebte er seinem Ziel entgegen, denn die Straßen verlockten wahrlich nicht zum Bummeln. Nur einen Augenblick machte er unter einer Laterne halt, um sich eine Zigarette anzuzünden. Als er das abgebraunte Streichholz fortwarf, sprang ein Hund erschrocken zur Seite und taumelte gegen den Pressstein.

„Na, du dummer kleiner Kerl, ich tue dir ja nichts, komm her.“ Der freundliche Ton der angenehmen Stimme machte dem armen Tier Mut, zitternd vor Kälte und Angst kroch er näher, setzte sich in bescheidener Entfernung hin und beäugte mit fragenden, bittenden Blicken den Besitzer des sympathischen Organes, dann schnupperte das Tier mit erhobener Nase und langgestrecktem Hals nach dem Fremden hin. Feiner Tabakduft, vermischt mit etwas Juchtenparfüm, muteten ihn offenbar anheimelnd an, denn er wedelte heftig mit dem kurzen Schwänzchen.

„Hast dich wohl verlaufen?“ sprach der Offizier weiter, mit der behandschuhten Hand über das nasse Fell streichend, „zeig mal her, wo gehörst du hin?“ Vergeblich tastete er nach einem Halsband. „Also ein heimatloser Vagabund! Kannst mitkommen, für die Nacht geb ich dir Obdach.“

Leutnant Hans von Eckart war ein einsamer Mensch. Früh verwaist, ohne nähere Verwandtschaft, hatte er eine freudlose, liebearme Kindheit hinter sich. Der spärliche Anhang, der ihm noch blieb, zeigte wenig Interesse für den stillen, verschlossenen Jungen. Er wurde, sobald es anging, ins Kadettenhaus gesteckt und wenn die Ferienzeit kam, ließ man ihn ruhig drin sitzen. „Wozu soll ich mich mit dem Bengel belassen?“ hieß es, „er geht mich ja so gut wie garnichts an, beginne ich — bleib ich daran hängen. Es kann ihn ja ein anderer herausnehmen, der ihm näher steht.“ Da nun aber die „Ändern“ genau so dachten, kümmernte sich eben keiner um den armen Hans.

Seine Kameraden hatten ihn wohl hin und wieder zu ihren Eltern genommen, aber nach jedem solchen Besuch wurde er nur noch stiller. Keiner ahnte, daß ihm das Herz weh tat vor Hunger und Sehnsucht nach etwas Liebe und Zärtlichkeit, wie sie seinen Freunden zuteil wurde. Wenn ihm die betreffende Mutter über den kurz geschorenen runden Kopf strich, oder den Arm um seine Schultern legte in aufwallendem Mitleid mit dem verwaisten Knaben, wurde er dunkelrot und heiß quoll es ihm in den Augen empor, er machte sich dann hastig los und zog sich in eine entfernte Ecke zurück, um seine Rührung zu verbergen.

„Was hat er nur?“ frug die Mutter ihren eigenen Sprößling. „Ach, der ist immer so,“ klang es gleichgültig zurück, und dann nahm das Erzählen, das Hin- und Herfragen, das Planemachen usw. kein Ende mehr. Hans, saß still abseits, seine Fantasie arbeitete und malte sich aus, wie es wäre, wenn auch er ein Elternhaus hätte, wo er von liebevollen, fürsorglichen Mutter- und Vaterarmen umschlossen, Freud und Leid ausplaudern dürfte. Eine Mutter, einen Vater haben! — Er biß die Zähne aufeinander, um nicht laut aufzuschluchzen vor Heimweh und Sehnsucht — seine Verlassenheit tat ihm gar so weh! —

So war Hans zum Mann herangereift. Sein von den Eltern hinterlassenes Vermögen wurde von dem Rechtsanwalt, der zu seinem Vormund ernannt worden war, gewissenhaft und umsichtig verwaltet. Am Tag seiner Volljährigkeit wurde ihm alles in bester Ordnung übergeben und er war in der angenehmen Lage, nicht mit jeder Mark rechnen zu müssen.

Der Hund schlief nach reichlicher Abfütterung und gründlicher Reinigung vor dem Bett seines Wohltäters, und als dieser im Laufe des Tages ausging, um ihn bei der Polizei anzumelden und ein Inserat im „Tagblatt“ unter der Rubrik „Zugelaufener Hund“ einrücken zu lassen, wich er nicht von seiner Seite.

„Wie magst du nur heißen?“ sprach Eckart seinen Begleiter an, „Tell, Karo, Hector, Nero? — alles nicht richtig, du kleiner Strolch?“

Kaum war die letzte Bezeichnung über seine Lippen gekommen, sprang der Hund freudig wedelnd an ihm empor, als wollte er sagen: „Das ist richtig, so heiße ich.“

„Da haben wir's ja! Ein hübscher Name.“ Strolch reagierte prachtvoll auf das Wort und so war die Frage endgültig gelöst.

Tage vergingen. Anmeldung und Inserat blieben erfolglos. Da schlossen Eckart und sein Findling einen festen Bund fürs Leben, auf Treu und Glauben. Strolch hatte sein strammes Pfötchen in Hansens Hand gelegt, auf dessen Aufforderung hin, und sah ihm verständnisvoll in die Augen. „Wir zwei Waisenknaben passen ohnehin gut zusammen,“ mit diesem Ausspruch endigte der feierliche Akt.

Über die Rasse seines neuen Hausgenossen befragt, konnte Eckart keine klare Auskunft geben. „Er hat was von einem Boxer an sich, aber unter seiner Verwandtschaft mag sich auch ein Terrier befinden. Ob er einen Dackel unter seinen Ahnen aufzuweisen hat, ist bisher eine ungelöste Frage geblieben. Schäferhund? Auch nicht völlig ausgeschlossen! Immerhin vereinigt er alle hervorragenden Eigenschaften sämtlicher Arten und ist ein famoser Kerl!“ Solches Lob aus dem Munde seines Herrn nahm Strolch mit einem dankbaren Blick und entschieden zur Schau getragener Befriedigung auf.

Herr und Hund schlossen sich immer inniger aneinander. „Merkwürdig, der Hans ist ja wie verwandelt, seitdem er den kleinen Köter hat“, lachten seine Kameraden, „ordentlich lustig kann er sein, und wenn er von den Heldentaten seines „Strolch“ zu erzählen anfängt, findet er kein Ende.“

Eines Tages widerstand Hans den stürmischen Aufforderungen seines kleinen Freundes, mit ihm spazieren zu gehen, und kroch statt dessen ins Bett. — Er war krank, eine starke Influenza hatte ihn umgeworfen. Strolch schlich traurig umher, immer wieder stemmte er seine Vorderpfötchen auf den Bettrand und sah forschend in das fiebergerötete Gesicht seines Herrn, zärtlich leckte er die ihn streichelnde Hand und legte sich dann wieder stundenlang still hin. Unlustig nahm er sein Futter zu sich.

Die Pflege des Burschen genügte nicht mehr, ein Diakon wurde geholt: Strolch gefiel die Sache nicht, knurrend umkreiste er den fremden Mann. An einem trüben Vorfrühlingstage, als es eben zu dämmern begann, schlich Strolch wieder ans Bett, um nach seinem Kranken zu sehen, und wartete auf die gewohnte Liebkosung. Die Hand blieb aber unbeweglich liegen, kein freundliches Kosewort kam über die halbgeöffneten Lippen. Da legte er sein Pfötchen auf den Arm seines Herrn — aber auch diese kleine Aufforderung blieb ohne Erfolg. Schließlich sprang er kurz entschlossen leicht und gewandt auf das Bett. Mit zarter Vorsicht legte er sich über den Körper seines Herrn, leckte und beschnupperte das blasse Gesicht, doch als alles nichts helfen wollte, setzte er sich auf und stieß einen langgezogenen Klage-ton aus, einmal, zweimal, dreimal.

Im Nebenzimmer lag der Pfleger und schnarchte. Endlich drang das immer lauter werdende Winseln durch seine schlaftrunkenen Sinne, er fuhr empor und stürzte mit einer leisen Verwünschung für den heulenden Hund

ins Krankenzimmer, um mit völlig geklärtem Bewußtsein auf die Leiche zu starren.

„Verfligte Geschichte! Schläft man für fünf Minuten ein, und da muß es just passieren,“ er kratzte sich den zerwühlten Haarschopf. „Wirst du still sein, du miserabler Kötter.“ — Strolch wies ihm eine Doppelreihe tadelloser fester Zähne, sodaß der Mann schleunigst die erhobene Hand sinken ließ und sich zurückzog. Der herbeigerufene Bursche brach in lautes Jammern aus, er liebte seinen gütigen, freigebigen Herrn aufrichtig und hatte ihm treu gedient.

Nun wurde hin- und hertelephonierte, der Krankenzimmerwarter ging, um alles nötige zu besorgen, in kurzer Zeit waren die üblichen Formalitäten erledigt. Eckart lag aufgebahrt und eingesargt in seinem Wohnzimmer. Bekannte und Kameraden gingen aus und ein, standen einen Augenblick in stiller Betrachtung vor der Leiche, wechselten kurze, geflüsterte Bemerkungen oder Worte des Bedauerns, um sich rasch und geräuschlos zu entfernen sobald als tunlich. Auf Strolch achtete niemand. Der kauerte verschreckt in den dunkelsten Ecken umher, kein Auge von dem Sarg verwendend. Als sich der Trauerzug in Bewegung setzte, kroch er unter den Leichenwagen, dem er mit gesenktem Kopf und eingezogenem Schwanz folgte.

Die mitgehenden Herren stiegen sich an und machten einander auf den Hund aufmerksam. Auf dem Friedhofe angelangt, schlüpfte er unbemerkt durchs Tor und versteckte sich in der Nähe des Grabes. Er begriff den Vorgang nicht, wußte aber genau, was er wollte. Langsam zerstreuten sich die Menschen und es blieben nur zwei Totengräber, die das Grab eiligst zuschaukelten. Kaum waren sie fort, schlich Strolch vorsichtig hervor, schnupperte an dem frisch aufgeworfenen Hügel herum, und begann dann emsig zu scharren. Er stieß seine Nase in das immer größer werdende Loch, gab kleine, kurze Laute von sich in Hast und Ungeduld.

Ein blutjunger Kamerad von Hans, in dessen Gedächtnis der Verstorbene in dankbarer Erinnerung stand, war verreiselt gewesen und konnte nicht rechtzeitig zur Beisehung

eintreffen. Er fuhr daher direkt vom Bahnhof nach dem Friedhof, um ihm wenigstens noch nachträglich die letzte Ehre zu erweisen. Betroffen blieb er stehen, als er den Hund sah, rief Strolch leise an, streichelte und liebte ihn. Aber alles Rufen und Rufen halfen nichts, das Tier war nicht zu bewegen, das Grab zu verlassen. Strolch hatte sich platt darüber gelegt und rührte sich nicht. Die großen treuen Augen sahen so flehend, ängstlich und bittend zu dem jungen Offizier empor, daß dem ganz weh und weich ums Herz wurde. Schließlich hob er den Hund, trotz seines Sträubens, auf und trug ihn zum Wagen, ihm freundlich zusprechend. In seiner Wohnung angelangt, befahl er seinem Burschen, ihn zu füttern und gut aufzupassen — er wolle Strolch behalten.

Doch als er nach einigen Stunden, die er dienstlich beschäftigt gewesen war, zurückkam, empfing ihn die Nachricht, daß der Hund durch das Parterrefenster auf die Straße gesprungen und spurlos verschwunden sei. Am nächsten Tag, sobald es seine Zeit erlaubte, ging der Offizier nach dem Friedhof. Strolch fand er, wie er vermutet, wieder bei der Arbeit. Er wühlte und kratzte, schnaubend und pustend. Erst nach wiederholtem Anrufen setzte er für einen Augenblick aus, wedelte mit seinem Schwänzchen freundlich zur Begrüßung und ging dann wieder mit verdoppeltem Eifer an sein Werk. Inzwischen war der Friedhofsaufscher hinzugekommen und verlangte, daß der Hund entfernt würde und man besser auf ihn acht geben sollte, da er das ganze Grab zerwühle und es ja überhaupt verboten sei, daß Hunde den Friedhof betreten. Ein gutes Trinkgeld und das Versprechen, einer abermaligen Wiederholung vorzubeugen, beruhigten den Mann.

Strolch wurde fortgebracht. Aber alle Vorichtsmaßregeln halfen indessen nichts. Strolch machte das Unglaublichste möglich, Klagen, Verdruß und Scherereien nahmen kein Ende.

Mit schwerem Herzen mußte der junge Offizier sich endlich dazu entschließen, den armen, treuen Hund töten zu lassen. —

Grillparzer und Österreich.

Von Hugo von Hofmannsthal. *)

(Nachdruck verboten.)

In bedrängten Epochen wird der denkende Österreicher immer auf Grillparzer zurückkommen, und dies aus zweifachem Grunde: einmal, weil es in Zeiten, wo alles wankt, ein Refugium ist, in Gedanken zu seinen Altvordern zurückzugehen und sich bei ihnen, die in der Ewigkeit geborgen sind, des nicht Zerföhrbaren, das auch in uns ist, zu vergewissern; zum andern, weil in solchen Zeiten alles Angeflogene und Angenommene von uns abfällt und jeder auf sich selbst zurückkommen muß: in Grillparzer aber, der eine große Figur ist und bleibt, — so wenig er eine heroische Figur ist, — treffen wir von

unserem reinen österreichischen Selbst eine solche Ausprägung, daß wir über die Feinheit und Schärfe der Züge fast erschrecken müssen; nur unser Blick ist sonst zuweilen unscharf, ihn und uns in ihm zu erkennen: die Not der Zeiten aber schärft den Blick.

Grillparzer war kein Politiker, aber neben Goethe und Kleist der politischste Kopf unter den neueren Dichtern deutscher Sprache. In den Studien, den Epigrammen und Gedichten ist ein reichliches politisches Vermächtnis, ein größeres in den Dramen. Seine großen durchgehenden Thematata waren diese: Herrschen und Beherrschtwerden und Gerechtigkeit. Diese abzuwandeln, schuf er eine Kette großer politischer Figuren: den Banaban und seinen König, Ottokar und Rudolf von Habsburg, Rudolf II., Eibissa. Man hat eine Gewohnheit angenommen, diese Seite seiner Welt über dem Zauber seiner Frauenfiguren zu übersehen, aber in einer schöpferischen Natur verschränkt sich vieles, und wer das Große einseitig betrachtet, verarmt nur selber.

Politik ist Menschenkunde, Kunst des Umganges, auf einer höheren Stufe. Ein irrationales Element spielt hier mit, wie beim Umgang mit einzelnen: wer die verborgenen Kräfte anzureden weiß, dem gehorchen sie. So offenbart sich der große politische Mensch. Vom Dichter ist es genug, wenn er die Mächte ahnt und mit untrügllichem Gefühl auf sie hinweist.

Für Österreich kommen hier zwei in Betracht, die von den politischen Zeitideen nur leicht umspielt werden, wie

*) Die enge Waffenbrüderschaft zwischen Deutschland und Österreich, die gerade jetzt von so herrlichen Erfolgen gekrönt wird, ist nur der politische und militärische Ausdruck jener tiefen geistigen und kulturellen Gemeinschaft, die die beiden Völker verbindet. Als ein schönes Sinnbild und gewichtiges Zeugnis dafür stellt sich die „Österreichische Bibliothek“ dar, die Hugo von Hofmannsthal in Verbindung mit andern österreichischen Dichtern und Gelehrten im Insel-Verlag herausgibt und die die Schätze österreichischer Dichtung und Literatur in der deutschen Welt zu einem neuen Leben erwecken soll. Eingeleitet wird diese Sammlung durch eine vortreffliche Auswahl aus Grillparzers Gedichten, Prosaschriften und Dramen, die der Herausgeber selbst unter dem Titel „Grillparzers politisches Vermächtnis“ zusammengestellt hat. Die Stellung des größten österreichischen Dichters zu seiner Heimat, seine Bedeutung für seine Landsleute in der jetzigen Schicksalsstunde kennzeichnet Hofmannsthal ergreifend in einem längeren Vorwort, aus dem wir einige bezeichnende Abschnitte schon heute unsern Lesern vorlegen können. Die Schriftst.

Gebirg und Tal von wechselnden Nebelschwaden: der Herrscher und Volk. Zu beiden von den Zeitpolitikern nicht immer klar als solche erkannten Hauptmächten stand Grillparzers Gemüt und Phantasie in unablässiger Beziehung. Ihn trieb ein tiefer Sinn, sich wechselweise in beide zu verwandeln: er war Volk und in seinen Träumen Herrscher. In beiden Verwandlungen entwickelte er das Besondere, Starke, Ausharrende seiner österreichischen Natur.

Vielleicht darf man hier zwei Gestalten etwas überraschend zusammenstellen: Rudolf II. und die Frau aus dem Volk, im „Armen Spielmann“ die Greislerstochter. Beide zusammen geben symbolisch Grillparzers Österreich. Sie sind beide von starker und tiefer Natur, geduldig, weise, gottergeben, unverfälscht und ausharrend. Beide sind sie schön und gehemmt, beide bedürfen sie des Mediums der Liebe, um von Menschen nicht verkannt zu werden, aber mit Gott und der Natur sind sie im reinen.

Grillparzer geht aus dem alten Österreich hervor und ragt in das neue hinein; er steht mitten zwischen der Zeit Maria Theresiens und unserer eigenen. Sein Charakter, der hierher und dorthin paßt, beiderseits als ein lebendig zugehörndes Element, gibt uns den Begriff eines unzerstörbaren österreichischen Wesens. Man hat die spezifisch österreichische Geistigkeit gegenüber der rheinischen etwa, oder der schweizerischen, oder der preussischen öfter abzugrenzen gesucht. Der Anteil an Gemüt, an Herz wird eifersüchtig bestritten; dieser geheimnisvollsten, höchsten aller Fibern, zu der alles sich hinaufbildet, vindiziert jedes Volk eben die Eigenschaften, welche ihm, seiner Natur nach, die kostbarsten scheinen. Es ist nicht die dunkle Tiefe, durch welche das österreichische Gemüt den Kranz erringt, sondern die Klarheit, die Gegenwart. Der Deutsche hat ein schwieriges, behindertes Gefühl zur Gegenwart. Sei es Epoche, sei es Augenblick, ihm fällt nicht leicht, in der Zeit zu leben. Er ist hier und nicht hier, er ist über der Zeit und nicht in ihr. Darum wohl ist bei keinem Volk so viel von der Zeit die Rede als bei den Deutschen; sie ringen um den Sinn der Gegenwart, uns ist er gegeben. Dies Klare, Gegenwärtige ist am schönsten im österreichischen Volk realisiert, unter den oberen Ständen am schönsten in den Frauen. Dies ist der geheime Quell des Glücksgefühls, das von Haydn, Mozarts, Schuberts, Strauß' Musik ausströmt und sich durch die deutsche und die übrige Welt ergossen hat. Dies Schöne, Geseignete würde uns in Europa, in der Welt fehlen.

Dies ist auch der Seelenpunkt in Grillparzers dichterischen Werken, wodurch sie sich als österreichische hervorheben. Aber alle anderen Seiten des österreichischen Wesens sind an ihm nicht minder wahrnehmbar; zu diesen dürfen wir die natürliche Klugheit rechnen, die naiv ist, den Mutterwitz ohne einen Zusatz des Witelnden, welches als ein von Natur fremdes neuerdings hinzutreten ist oder hinzutreten möchte; eine völlige Einfachheit, wovon der oberste Stand sich den Begriff der Eleganz ausgeprägt hat — der sich mit dem tieferen der Vornehmheit kaum berührt; dann eine gewisse Kargheit und Behinderung des

Ausdrucks, das Gegenteil etwa der preussischen Gewandtheit und Redesicherheit; dieses lieber zuwenig als zuviel sagen, war bei Grillparzer bis zum Grillenhaften ausgebildet; in der Tat sagt er meistens mehr, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Im Ablehnen von Phrasen nicht nur, auch von neu auffommenden Wörtern und Bildungen war er unerbittlich; das Übertreiben in Worten war ihm das wahre Symbol der um sich greifenden Schwäche und Niederlichkeit. Zum Schlusse nenne ich den österreichischen Sinn für das Gemäße, die schöne Mitgift unserer mittelalterlichen, von zartester Kultur durchtränkten Jahrhunderte, wovon uns trotz allem noch heute die Möglichkeit des Zusammenlebens gemischter Völker in gemeinsamer Heimat geblieben ist, die tolerante Vitalität, die uns durchträgt durch die schwierigen Zeiten und die wir hinüberretten müssen in die Zukunft. Von ihr war in Grillparzer die Fülle, und ganz unbewußt, sein Österreichertum hatte nichts Problematisches. Seinem innersten Gemüt, dem Leben seines Lebens, der Phantasie, standen die slawischen Böhmen und Mährer nahe, wie die Steirer und Tiroler; er polemisiert gegen Palacky, aber wie formuliert er seinen Vorwurf: daß er allzu deutsch sei, allzu weit von deutschen Zeitideen sich verlocken lasse. Daß Böhmen zu uns gehört, die hohe, unzerstörbare Einheit: Böhmen und die Erblände, dies war ihm gottgewollte Gegebenheit, nicht ihm bloß, auch dem Genius in ihm, der aus dieser Ländereinheit von allen auf Erden seine Heimat gemacht hatte: Schillers Dramen spielen noch in aller Herren Länder, die Grillparzers eigentlich alle in Österreich. Die griechischen haben ihren Schauplatz nirgends, es ist in ihnen das Heimatliche im zeitlosen idealisierten Gewande, von den anderen haben vier den Schauplatz auf böhmischem und erbländischem Boden, eines in Spanien, das in gewissem Sinne zur österreichischen Geschichte zugehört, eines auf ungarischem. Der Kontrast zwischen slawischem und deutschem Wesen, verkörpert in Ottokar und Rudolf von Habsburg, tut niemandem weh: denn es ist das glänzende, dämonisch kraftvolle, aber unsichere slawische Seelengebilde mit ebensolcher gestaltender Liebe gesehen wie das schlichte tüchtige des Deutschen, der auf Organisation und Dauerhaftigkeit ausgeht. Die dunkle Drachomira, die so lange in den Räumen seiner Seele wohnte, aber nie ans Licht trat, und die helle Libussa, das späteste Kind seiner Phantasie, sind beide mit slawischem Wesen liebevoll durchtränkt — und Hero, die Wienerin Hero, ist nicht ohne einen Tropfen jähnen slawischen Blutes.

Er klagte und tadelte, aber er schuf und liebte; sein Österreich ist so groß, so reich, so natürlich, und das Austria erit in orbe ultima in seinem Munde eine Selbstverständlichkeit. Er war ein Spiegel des alten, des mittleren Österreich: wenn das neue in ihn hineinsieht, kann es gewahr werden, ob es nicht etwa ärmer geworden ist; ob wir nicht etwa an Gehalt verloren haben und an Seelenwärme. Ob, wenn schon sein Tadel auch uns zu treffen vermag — doch auch sein Lob noch immer gerechtfertigt ist — und für wen? sein Stolz, sein Zutrauen noch immer begründet — und auf wen?

Ausfaat.

Wo bist du, Deutschland? — „In der Schlacht!
Aus den Sicheln haben wir Schwerter gemacht.“

Und dein Flügel, der über den Sternen gekreist?
— „In die Waffen gefahren ist der Geist.“

Doch wer soll ackern nachher? Wächst Brot am Dorn?
— „Wir pflügen die Brust der Völker und säen ein göttliches Korn.“

Zu Leichen und Scherben zerstampfend, reitet der Krieg!
— „Uns Bahn zu schaffen. Wir sind der Sieg.“

Eeo Sternberg.

Kriegsporzellane.

Von Pius Alexander Wolff.

(Nachdruck verboten.)

Der enge Zusammenhang zwischen Krieg und Porzellan läßt sich für die Berliner Manufaktur — und nur von dieser soll hier die Rede sein — bis in ihre ersten Anfänge zurückverfolgen und in seiner bemerkenswerten Entwicklung an einer Reihe ihrer bedeutendsten Erzeugnisse historisch feststellen. Die zahlreichen „Kriegsporzellane“, die das königliche Institut, das bekanntlich eine Schöpfung des großen Friedrich ist, im Laufe der 150 Jahre seines gedeihlichen Bestehens hervorgebracht hat, dürfen als vollwertige Beweise für diesen Zusammenhang gelten, die in gar beredter Art dartun, wie der Krieg auch auf diesem Gebiete künstlerischer Betätigung als gewaltiger Anreger gewirkt hat. Solche Kriegsporzellane lassen sich bereits in der Frühzeit der Kgl. Manufaktur nachweisen, wenn auch zunächst nur, wie das durch die Kostbarkeit ihres Materials bedingt ist, in einer verhältnismäßig beschränkten Anzahl. Merkwürdigerweise ist aus der ganzen friderizianischen Zeit nicht eine einzige Arbeit der Kgl. Manufaktur bekannt, die auf ein bestimmtes Ereignis des siebenjährigen Krieges Bezug nimmt. Dafür weist aber ihr reicher Formenschatz mehrere Serien von Porzellansfigürchen auf, welche die verschiedenen „Grenadiers und Mousquetiers, die Füsiliers und Offiziere“ des großen Königs in getreuen Nachbildungen uns überliefert haben, und die heute als besondere reizvolle Kriegsandenken aus jenen alten Tagen das Entzücken jedes kunstliebenden Sammlers ausmachen. Von großem Einfluß auf die Entstehung der Kriegsporzellane war die damals stark gepflegte „Bataillen-Malerei“, welche Berlin von Meissen übernommen hatte und die rasch zu hoher Blüte auch in Preußen gekommen war. Sie stand in den weitesten Kreisen in hoher Gunst und wurde der Gepflogenheit der Zeit entsprechend vornehmlich zum Schmuck von Tabaksdosen verwendet. Diese Bataillen-Malerei macht uns mit zahlreichen, fast durchaus recht flotten Schlachtendarstellungen bekannt, für die mit Vorliebe jugendliche Kupferstiche als Vorbilder benützt wurden. Das köstlichste Stück dieser Art ist die „Friedrichs-Tabatière“ der Sammlung Foerster, ein wahres Kleinod der Porzellankunst aus jener frühen Zeit. Diese kostbare Dose ist auf dem Deckel mit einer Reiter Schlacht, auf dem Boden und an den Seiten mit Lagerszenen in farbiger Malerei geschmückt, die von grau-straftierten Zierraten auf rosafarbigem Grund eingerahmt sind. Im Innern des Deckels ist das farbig gemalte Hüftbild des Königs nach Charles Amédée Philippe Van Loo angebracht, das nicht nur sehr ähnlich, sondern auch in Haltung wie Ausdruck recht charakteristisch anmutet.

Weitergiebiger für die Entstehung von Kriegsporzellanen sind, wie der kenntnisreiche Georg Lenz in seiner ungemein instruktiven Abhandlung über diese Materie im Hohenzollern-Jahrbuch festgestellt hat, die Regierungsepochen Friedrich Wilhelm II. und III., dank der großen kriegerischen Ereignisse, die sie in einer alle anderen Interessen der Zeit gebieterisch zurückdrängenden Weise erfüllten. An die Zeiten der Koalitionskriege erinnert ein im Charlottenburger Schlosse aufbewahrtes kostbares Frühstück-Service mit grünem Fond, der österreichische, russische und französische Soldaten in buntem Wechsel sehen läßt, die durch Inschriften am Boden der einzelnen Stücke genau erklärt sind. Nach Maß und Art am beträchtlichsten ist aber die Gruppe von Kriegsporzellanen, welche in ihren Sujets auf die wechselvollen Geschehnisse Preußens unter Friedrich Wilhelm III. Bezug nehmen. Hier müssen an erster Stelle die prunkvollen Teller erwähnt werden, welche mit Bildern der preussischen Armee nach Entwürfen des Malers und Kupferstechers Wachsmann dekoriert sind, die aus dem Jahre 1801 und aus der Zeit der Freiheitskriege stammen und aus dem Nachlaß des Königs in das

Hohenzollern-Museum gekommen sind, während die Teller selbst im Charlottenburger Schlosse aufbewahrt werden.

Stärker noch und auch charakteristischer als die kriegerischen Zeiten des 18. Jahrhunderts sollten die denkwürdigen Tage der ruhmvollen Erhebung des deutschen Volkes gegen den forssischen Eroberer und die Waffentaten der Befreiungskriege von 1813 und 1814 ihre Spuren in den Erzeugnissen der Kgl. Manufaktur hinterlassen, unter denen sich Stücke befinden, die ohne Frage zu den wertvollsten Arbeiten gehören, welche die dem Andenken an jene gewaltige Zeit gewidmete Kleinkunst überhaupt hervorgebracht hat. Einen breiten Raum nehmen hier die hübschen Gedenkassen ein, die nach einer schönen Sitte jener Zeit den glücklich heimgekehrten Kriegern als Erinnerungs-Geschenke überreicht wurden, und die sich auch sonst zu allerhand Dedikationszwecken großer Beliebtheit erfreuten. Namentlich die Tassen, die mit einem farbigen Plan der Schlacht bei Leipzig und der Jahreszahl 1813 aus grünem Siegeslaub oder mit den Bildnissen der siegreichen Monarchen und Feldherren geschmückt waren, fanden die weiteste Verbreitung und dankbarste Aufnahme. Daneben wurde schon damals gern das Eisene Kreuz mit Lorbeer- oder Eichenlaub als Dekoration für diese Kriegsandenken verwendet. Nicht unerwähnt soll hier wegen eines gewissen aktuellen Beigeschmacks von tragischer Ironie die Gedenkassse bleiben, die in der Wohnung der Königin Luise im Potsdamer Stadtschlosse zum bleibenden Gedächtnis aufbewahrt wird. Sie ist mit goldgraviertem Eichenlaub reich verziert und mit ovalen Schildern geschmückt, die in goldener Kursivschrift auf mattblauem Grunde die Namen der verbündeten Mächte tragen, als welche neben Preußen, Österreich und Schweden auch das jetzt uns so feindliche England und Rußland genannt sind, während auf der Unterschale die Namen und Daten der für die Verbündeten siegreichen Schlachten genannt werden. An materieller Kostbarkeit und geschichtlicher Kuriosität werden diese Gedenkassen durch zwei ältere Stücke übertroffen, durch eine im Hohenzollern-Museum aufbewahrte Gedenkassse auf Friedrich den Großen aus dem Jahre 1793 und ein zylindrisches Täschchen, welches, wie aus den Konferenzprotokollen der Manufaktur hervorgeht, im Juli 1799 von der Königin Luise selbst gelegentlich eines Besuches im Hauptwarenlager der Manufaktur als Geschenk für Friedrich Wilhelm III. ausgewählt wurde. Dieses Stück, ein kleines Meisterwerk des Figurenmalers Forst, zeigt eine viel bewunderte Episode des preussisch-holländischen Krieges aus dem Jahre 1787 auf der Oberassse, nämlich die „Eroberung einer holländischen Fregatte durch ein Detachement preussischer Husaren“, während auf der Unterassse preussische Kavallerie eine Attacke auf französische Infanterie reitet, die unter der Fahne „Liberté“ ihr entgegenstürmt. Die im Hohenzollern-Museum aufbewahrte Friedrichs-Tasse ist schon technisch bemerkenswert, weil sie als Beispiel eines vom Kupferstecher Fr. Berger bei der Manufaktur eingeführten Umdruckverfahrens auf Porzellan zu gelten hat und ist im ersten Bande des „Journals für Kunst und Kunstachen, Künsteleien und Mode“ (Berlin 1810) ebenso umständlich wie ausführlich beschrieben. Sie läßt in ihrem Oberteil das wohlgetroffene, von einem Lorbeerzweig gekrönte Brustbild des Königs mit bedecktem Haupte und dem ihm gewöhnlichen Kostüm sehen. Neben dem Bilde des Monarchen sind die verschiedenen „Attribute, welche sich auf die erhabenen Eigenschaften des großen Königs beziehen“, in einem etwas wahllosen Durcheinander angebracht. Die Unterschale bringt in einem Kranz von Medaillons mit den Namen und Daten der vier berühmten Friedensschlüsse von Breslau, Dresden, Hubertusburg und Teschen eine lateinische In-

schrift, welche Friedrich als Kriegs- und Friedensfürsten feiert.

Daß auch prunkhafte Tafelgeschirre in jener Zeit mit allerhand Schlachtendarstellungen bemalt wurden, bezeugen die Konto- und Ablieferungsbücher der Manufaktur aus dem 2. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, mag es uns heute auch etwas absonderlich erscheinen, vollends dann, wenn es sich hierbei um tatsächlich in Gebrauch genommene Geschirre für die herrschaftlichen Tafeln handelte, wie bei den Servicen, die der König den Prinzen August und Wilhelm von Preußen, sowie den siegreichen Heerführern der Freiheitskriege als Ehrengeschenke zugeordnet hatte. Das größte Tafelservice dieser Art — zugleich das größte, das die Berliner Manufaktur seit ihrem Bestehen überhaupt angefertigt hat — ist das, welches, gekrönt von einem kostbaren Tafelaufsatz, im Jahre 1819 dem Herzog von Wellington als Ehrengeschenk des Königs überreicht wurde. An dem figürlichen Schmuck des Aufsatzes hat kein Geringerer als der geniale Bildner Gottfried Schadow mitgearbeitet, gewiß ein schönes Zeichen dafür, wie ernst die Königl. Manufaktur die ihr übertragene Ausführung des ehrenvollen königlichen Auftrages nahm.

Die Kriege der Jahre 1864, 1866 und 1870/71 fielen für die Berliner Kgl. Manufaktur leider in eine Zeit künstlerischen Niederganges, sodaß wir aus diesen Tagen keine bedeutungsvolleren Arbeiten überkommen haben, welche die Erinnerung an diese Kriege in würdiger Weise feiern. Umso erfreulicher ist, daß der Weltkrieg der Jahre 1914 und 1915 in wahrhaft überraschender Weise auf die Künstler der Manufaktur als Anreger gewirkt hat, sodaß die Ausbeute an neuzeitlichen Kriegsporzellanen schon jetzt als überaus beträchtlich angesprochen werden

darf. In der glanzvollen Reihe dieser jüngsten Kriegsendenken der Berliner Manufaktur nehmen die rasch wieder in Aufnahme gekommenen Gedenktassen wegen ihrer Erziehungswürdigkeit naturgemäß einen breiten Raum ein. Namentlich die mit Portraits hervorragender Persönlichkeiten gezierten Exemplare dieser Gattung, die uns jetzt in den verschiedensten Farbentönungen entgegentreten, erfreuen sich beim Publikum besonderer Beliebtheit. An Popularität schlägt hier alle ihre Rivalinnen die Hindenburg-Tasse, die das wohlgetroffene Konterfei des gewaltigen Schlachtenlenkers in Muffelfarben zeigt und als Muster einer ebenso ansprechenden wie eindrucksvollen Kleinkunst gelten darf. Daneben sieht man eine stattliche Anzahl von Tellern, wie den reizvollen „Bündnis-Teller“ des Bildhauers Hubatsch, der in kraftvoller Auffassung und Darstellung an zwei charakteristischen Soldatentypen die Verbrüderung Deutschlands mit Österreich zur überzeugenden Anschauung bringt, die durch die Worte der Inschrift „Ich hatt' einen Kameraden“ noch sinnenfälliger in die Erscheinung tritt; ferner einen, namentlich technisch vollendet ausgeführten „Zeppelin-Teller“ von Durtsche, eine „Zwei-Kaiser-Plakette“ von Prof. Schley aus Neubauten und als Krönung der schönen Auswahl eine ganz wundervolle „Widmungsschale“ von Prof. Schmutz-Bandisch, ein in seiner sparsam feierlichen Dekoration ungemein eindrucksvolles Werk, das allein genügen würde, zu beweisen, daß es der Berliner Manufaktur getreu ihren geschichtlichen Überlieferungen und ihrer besonderen Stellung als königliche Anstalt nicht nur auf das Beste, sondern auch auf das Würdigste gelungen ist, auch in unserer Zeit ihre künstlerische Tätigkeit in den Dienst patriotischer Gedanken und Empfindungen zu stellen. Und dessen können wir uns freuen!

Ein Ehedrama.

Von Ignaz Pauer.

(Nachdruck verboten.)

Und als die Sonne sich zum Untergange neigte, da kam's über ihn, so wohligh weich, fast wie damals, da er mit ihr vor dem Altar stand und ihre kleine Hand erfaßt hatte, deren Gewicht er später oft genug so schwer empfinden sollte. — Der Garten war angefüllt mit fröhlich plaudernden, essenden und trinkenden Männlein und Weiblein, in deren Mitte die trinkgeldfrohen Kellner, ameisengleich und ebenso glänzend, auf- und niederliefen, hier ein paar kleine Kinder zertretend oder den Warnungsruf „So-o-oh! — So-o-oh!“ ausstoßend, sobald sie einem arglosen Gast die fette Brüh in die Rocktasche gegossen hatten; dort wieder einem zudringlichen Hausierer, der ihnen gerade im rechten Moment in den Weg kam, einen stets bereit gehaltenen, höchst annehmbaren Fußtritt versetzend, zwischen hinein blitzten die Sonnenstrahlen durch das in weicher Spätsommerluft träge auf- und niederschweifende Laub der mürriichen, uralten Bäume und das alles zusammen vereinigte sich zu einer die Nerven angenehm erregenden, gläserklingenden und tellerrasselnden Symphonie lachenden Lebensgenusses, die sich mit den Tönen der vom Orchester her klingenden Melodie: „Kinder, wer ka Geld hat, der bleibt z'haus“, harmonisch verband.

Der Florian Bimpfinger brauchte nicht zu Hause zu bleiben, war er doch wohlbestallter Strohvitwer, allerdings in den letzten Jügen, denn morgen vormittag schon sollte die Gattin, trotz aller ihr von seiner Seite zugekommenen, gutgemeinten Warnungen vor den in der Hauptstadt herrschenden zahllosen Epidemien, gegen die er sich nur durch reichlichen Alkoholgenuß fürsorglich zu bewahren wußte, wieder zurückkehren. — Ein Ausbruch tiefer Melancholie breitete sich, gleich einem Trauerflor,

über das bierselige Angesicht Bimpfingers, klagende Wehmut sprach aus den leuchtenden, kleinen Augen und mit einem schweren Seufzer führte er das sechste Krügel schäumenden Nasses wie abschiednehmend an die sauggewohnten Lippen.

„Servus, Bimpfinger! Bist Du auch da, alter Drahrer?“

Der Angeprochene blickte auf. Vor ihm stand ein Pärchen, das ihm grüßend die Hände entgegenstreckte, und als er die beiden erkannte, da war der Trauerflor von seinem Angesichte weggezogen und die Sonnenstrahlen tiefempfundener Freude verklärten seinen rötlichstrahlenden Gipfel.

Florian hatte die beiden jungen Leute erst vor wenigen Tagen an einer Station seiner feuchten Wanderungen kennen gelernt und sich dabei so gut unterhalten, daß er in sehr vorgerückter Stimmung mit dem Brautpaare, unter der Zusicherung, später auch Pate werden zu wollen, Bruderschaft trank. Nun standen die beiden lieben Gefährten wieder vor ihm und er betrachtete dies als einen Wink des Schicksals, sein Strohvitwertum würdig zu beschließen. Die beiden hatten gegen diese herrliche Idee nicht das Geringste einzuwenden, überließen sich der kundigen Führung Bimpfingers und bald darauf schritt die kleine Gesellschaft wohlgenut durch die Dämmerung dahin, ihren nächtlichen Abenteuern entgegen . . .

Mit gespensterhaft bleichen Gesichtern saßen die beiden Herren am frühen Morgen in der Wohnung Florians, vor der Leiche eines Hering. Die Braut war in einem Komfortabel nach Hause geschickt worden, während der Bräutigam die Gastfreundschaft des Strohvitwers in Anspruch genommen hatte. Ihre Heimkehr war nicht ganz geräuschlos vor sich gegangen. Arm in Arm gon-

delten sie singend beim Hausmeister vorbei: „So zwa, wie wir zwa, dō find't ma' net bald!“ — Der dienst-eifrige Hausbesorger erklärte sich bereit, sofort den Bösen-dorfer-Saal zu mieten, der für Gesangsproduktionen weit geeigneter sei als ein Hausflur. Die beiden Herren aber protestierten gegen die Absicht, um so mehr, als sie aus dem Tone des Antragstellers auf eine Frozzelei schließen zu können glaubten. Eine weitere erregte Debatte, die sich aus dieser Meinungsverschiedenheit zu entspinnen drohte, schnitt der Hausmeister ab, indem er sich kurrnd in seine Wohnung zurückzog, während sich Bimpfinger und sein Gast bemühten, eine Treppe emporzuklettern, die sich den an sie gestellten Anforderungen heute durchaus nicht gewachsen zeigte. Wie sie dann in die Wohnung und endlich zur kurzen Ruhe kamen, blieb bis heute unaufgeklärt, die unbeschreibliche Unordnung im Zimmer aber bewies, daß sich auch diesen Unternehmungen sehr bedeutende Hindernisse in den Weg gestellt hatten.

Nun waren sie, wie gesagt, dabei, einen Hering seiner Bestimmung zuzuführen. Mit tiefster Verständnislosigkeit glogten sie einander an, vergeblich bemüht, ihre Erinnerungen an die jüngste Vergangenheit zu wecken.

„Bimpfinger, hast Du nichts Flüssiges zu Hause?“

„O ja, genug — Petroleum, Kognak . . .“

„So gib her!“

„Das Petroleum?“

„Den Kognak, Karpf!“

Der Karpf erhob sich mühsam, schlüpfte zum Schranke, in dem die guten Hausgeister gebannt waren, und brachte eine Flasche und zwei Gläschen. Der Bräutigam langte nach der Flasche, die Gläser interessierten ihn nicht. Er setzte an und tat einen tiefen Zug, der die sachverständige Bewunderung Bimpfingers in hohem Grade erregte und ihn veranlaßte, dem gegebenen Beispiele zu folgen.

Der Kognak tat seine Wirkung, der graue Nebel, der die Ereignisse der vergangenen Nacht bisher wohlthätig verhüllt hatte, hob sich langsam, und der moralische Kagenjammer vereinte sich mit dem physischen zu effektivster Wirkung.

„Wohin gehen wir jetzt?“ unterbrach der Bräutigam das peinvolle Schweigen.

„Alles eins, wir werden schon etwas finden — nur fort!“ Es war der Schmerzensschrei der von quälenden Erinnerungen zerrissenen Strohwitwerseele. — Bimpfinger brauchte Zerstreuung, Abwechslung — Letztere — diese vor allem!

Und so begann man denn Toilette zu machen, das heißt, man schickte sich an, die bei der Heimkehr abgelegten Kleidungsstücke und was sonst dazu gehörte, aus allen Ecken und Winkeln zusammenzusuchen. Bimpfinger war eben fleißig beschäftigt, einen seiner Schuhe hinter dem Sofa hervorzuangeln, während sein Gast einen abgerissenen Knopf mit einer irgendwo aufgestöberten Stricknadel vergeblich zu befestigen suchte, als ein heftiges Klingeln die schwierigen Experimente der beiden Herren unterbrach. Ein dumpfer Schlag, begleitet von einem echten Wachtmeisterfluch, erschütterte im selben Moment das Zimmer. Bimpfinger war emporgefahren und hatte sich an der Sofakante den Kopf angestoßen, gleichzeitig hatte die Stricknadel die Hand ihres Peinigers rächend durchbohrt. Der Verletzte steckte den verletzten Finger winselnd in den Mund. Bimpfinger wollte mit seinem schmerzenden Kopfe zuerst dasselbe tun, begnügte sich aber dann, die werdende Beule beruhigend zu tätscheln. Die Erschütterung übte eine wohlthätige Wirkung — er erinnerte sich! „Am Gottes Willen, meine Frau — schnell, schnell!“ — Übermaliges Sturmfluten von außen! — Rasch schiebt er die Heringreste in seine Hosentasche und eilt zu öffnen. . . Eine rührende Begrüßungsszene, die Florian möglichst in die Länge zu ziehen suchte, spielte sich im Vorzimmer ab. Dann schritt Frau Tilde weiter — ihr

Herr und Gebieter folgte in sicherer Entfernung. — „Am Gottes Willen! . . .“ Sie stand dem Gaste gegenüber, der inzwischen nordürftig Toilette gemacht hatte. Florian versuchte vorzustellen. Mit einer raschen Wendung war er an der Seite seines Freundes: „Verflucht, wie heißt Du denn eigentlich?“ Der Gefragte blieb die Antwort schuldig, mit tadelloser Verbeugung wandte er sich an Frau Tilde: „Ach, gnädige Frau, Verzeihung meiner Zudringlichkeit, ein Jugendfreund Ihres Herrn Gemahls — alter Schulkollege — zufällig in Wien — habe ihn gestern aufgesucht — er ließ mich nicht mehr fort, wir tauschten Erinnerungen aus — oh — oh — hätte ich geahnt . . .“

Frau Tilde lächelte gnädig. Florian schluckte und griff nach seiner Beule, er wußte im Moment nichts Besseres zu tun, diese Frechheit verblüffte ihn. „Aber, Florian, warum hast Du mir nicht gesagt, daß Du Besuch hast?“

„Ach, gnädigste Frau, er wollte Ihnen jedenfalls eine Überraschung bereiten.“

„Was ihm auch gelungen ist! — Und ein Schulkollege sind Sie? Von einem solchen hat mir mein Mann niemals etwas gesagt.“

Herr Bimpfinger hatte gute Gründe, über seine Schulzeit zu schweigen, da er keine besonders hervorragende wissenschaftliche Bildung erlitten hatte. Jetzt aber mußte die Entdeckung kommen!

„Und nun, meine Gnädige,“ fuhr der Schulkollege mit einer Verbeugung rasch fort, „gestatten Sie mir, mich zu entfernen, meine Anwesenheit in diesem Augenblick ist geradezu ein Verbrechen, ich werde später, ehe ich abreise, nochmals so frei sein —“

Ein scharfes Klingeln unterbrach die Abschiedsrede.

„Ach, das neue Stubenmädchen, ich habe anonciert und es für heute bestellt, entschuldigen Sie einen Augenblick!“ Frau Tilde eilte zu öffnen, welche Pause Herr Bimpfinger benützte, seinem Freunde einige Kosenamen höchst zweifelhafter Natur zuzusüstern. Die Hausfrau kehrte jetzt in Begleitung eines jungen Mädchens zurück, bei dessen Anblick die beiden Herren Miene machten, sich so rasch wie möglich in sich selbst zurückzuziehen.

„Grüß Dich Gott, Fritz — Servus Bimpfinger!“ wandte sich die Angekommene an die Freunde, die sie so unerwartet wiederfand. Frau Tilde stand daneben, sie vermochte kein Wort hervorzubringen. Das hatte Herr Bimpfinger noch nicht erlebt!

„Wa — was soll das heißen?!“ stieß sie endlich, nach Atem ringend, fast röchelnd hervor.

„Aber, gnä' Frau, das da ist der Kellner Fritz, mein Bräutigam —“

„Kellner?! —“

„Na, ja, was ist denn dabei?“

„Und der andere — Herr?“ Mit der Miene tiefster Verachtung wies Frau Tilde auf ihren Herrn Gemahl, der die Heringreste aus der Tasche gezogen hatte und sich damit den Angstschweiß von der Stirne wischte.

„Der? — Das ist doch unser alter Freund, ein fideles Haus, sag' ich Ihnen, gnä' Frau.“

„Hinaus!!! — Sie samt Ihrem Kellner! — Augenblicklich!“

„Bitte sehr, bitte gleich“, lächelte Fritz devot, dann wandte er sich zu seiner Braut, dieser den Arm bietend: „Komm, Karlinchen, komm, Karlinchen, komm!“ —

Die Tür hatte sich hinter dem Paar geschlossen.

* * *

Und nun beginnt das eigentliche Ehedrama, das der Titel in Aussicht stellte. Ich möchte die sehr verehrten Leser bitten, sich dieses selbst auszumalen. Sie werden dabei gewiß besser auf ihre Rechnung kommen und für mich ist es auch viel bequemer.